

Linwood Barclay

LÜGENFALLE

Promise Falls III

Thriller

Aus dem Englischen von
Silvia Visintini

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Twenty-Three« bei Penguin Random House, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe April 2017
Knaur Taschenbuch
© 2016 by Linwood Barclay
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Koettnitz
Covergestaltung: FAVORITBUERO, München
Coverabbildung: IrinaK / Shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51870-0

2 4 5 3 1

Für Neetha

Ich weiß, ich werde sie nicht alle kriegen. Aber ich hoffe, ich krieg so viele wie möglich.

TAG EINS

Patricia Henderson, einundvierzig, geschieden, Computerbibliothekarin in der Filiale Weston Street der öffentlichen Bibliothek von Promise Falls, war am Samstagmorgen des langen Wochenendes im Mai eine der ersten Toten.

Sie war zum Dienst eingeteilt. Es ärgerte Patricia, dass auf Beschluss des Bibliotheksvorstands sämtliche Filialen in der Stadt geöffnet zu sein hatten, während sie am Sonntag und am Montag, dem Memorial Day, geschlossen bleiben sollten. Wenn schon Sonntag und Montag zu war, warum dann nicht gleich auch Samstag, damit alle Bibliotheksangestellten freinehmen konnten?

Aber nein.

Nicht, dass Patricia etwas Besonderes vorgehabt hätte. Trotzdem. Sie fand es lächerlich. Sie wusste, dass an einem langen Wochenende in der Bibliothek kaum etwas los war. Die Stadt steckte doch angeblich mitten in einer Finanzkrise. Warum dann öffnen? Zugegeben, am Freitag herrschte größerer Andrang, weil manche Bibliotheksbenutzer, insbesondere die, die übers lange Wochenende wegfuhrten, sich noch mit Büchern eindeckten. Den Rest des Wochenendes würde Patricia Däumchen drehen.

Die Bibliothek öffnete um neun Uhr. Für Patricia hieß das, dass sie Viertel vor neun da sein musste. Sie brauchte Zeit, um alle Computer hochzufahren. Sie wurden allabendlich heruntergefahren, um Strom zu sparen, obwohl der nächtliche Verbrauch der dreißig Computer äußerst gering war. Der Vorstand war allerdings auf dem Ökotrip, weshalb

nicht nur Strom gespart, sondern auch der Müll getrennt werden musste. Außerdem hingen an sämtlichen Anschlagtafeln Hinweise, dass der Konsum von in Flaschen abgefülltem Wasser zu vermeiden sei. Eines der Vorstandsmitglieder betrachtete die Trinkwasserindustrie, die tonnenweise Müll in Form von Plastikflaschen produzierte, als eines der großen Übel der modernen Gesellschaft, das es aus allen Filialen in Promise Falls zu verbannen galt. »Stellen Sie Pappbecher zur Verfügung, die man an den Trinkwasserspendern füllen kann«, hatte dieses Vorstandsmitglied gesagt; weshalb jetzt in der Bibliothek statt der Plastikbehälter die Papierbehälter der Abfallsammler überquollen.

Und wem passte das so gar nicht in den Kram? Diesem, wie hieß er noch mal? Diesem Finley, der mal Bürgermeister gewesen war und jetzt eine Wasserabfüllanlage betrieb. Patricia war ihm erst vor kurzem zum ersten – und, wie sie hoffte, auch *letzten* – Mal begegnet. An dem verhängnisvollen Abend im Constellation-Autokino. Sie war mit ihrer kleinen Nichte Kaylie und deren Freundin Alicia zur Abschiedsvorstellung gefahren. Gott, was für eine Schnapsidee! Zuerst war die Leinwand eingestürzt, was die Mädchen fast zu Tode erschreckt hatte. Dann war auch noch dieser Finley aufgetaucht, um sich als Helfer in der Not zu produzieren und dabei fotografieren zu lassen.

Politiker, dachte Patricia. Wie sie Politik hasste, und alles, was damit zu tun hatte.

Apropos Politik. Um vier Uhr morgens hatte Patricia wach gelegen und an die Decke gestarrt, weil ihr die bevorstehende öffentliche Versammlung nicht aus dem Kopf ging, bei der das Thema Internet-Filter diskutiert werden sollte. Die Debatte wurde schon seit Jahren geführt, doch stets ohne abschließendes Ergebnis. Sollte die Bibliothek auf ihren Computern Filter installieren, die den Zugang zu bestimm-

ten Webseiten blockierten? Damit sollten Minderjährige daran gehindert werden, auf pornographische Inhalte zuzugreifen. Doch das Dilemma bestand darin, dass Filter oft nicht die Inhalte aussieberten, für die sie gedachten waren. Sie blockierten Seiten, die durchaus jugendfrei waren, und erlaubten den Zugriff auf andere, die es nicht waren. Und darüber hinaus ging es auch noch um Rede- und Lesefreiheit.

Wie alle Veranstaltungen dieser Art würde auch diese ausarten – zu einem Schreiduell zwischen den Ultrakonservativen, die einen homosexuellen Subtext bei den Teletubbies erkannten und Computer ohnehin für Teufelszeug hielten, und den Ultralinken, die auch damit leben konnten, wenn *Portnoys Beschwerden* als Kindergartenlektüre herangezogen würde.

Um zehn nach fünf fand Patricia sich damit ab, dass an Schlaf nicht mehr zu denken war. Sie schlug die Decke zurück und startete in ihren Tag.

Im Bad schaltete sie das Licht ein und betrachtete ihr Gesicht im Spiegel.

»Ihh«, sagte sie und rieb sich mit den Fingerspitzen die Wangen. »IST.«

Das war das Mantra von Charlene, ihrer privaten Fitness-trainerin.

Immer Schön Trinken. Im Klartext: Sieben volle Gläser Wasser pro Tag.

Patricia ergriff das Glas neben dem Waschbecken, drehte das Wasser auf und ließ es laufen, bis es kalt war. Sie füllte das Glas und trank es in einem Zug leer. Dann drehte sie den Hahn in der Dusche auf, hielt die Hand unter den Strahl, bis er warm genug war, zog sich das lange weiße T-Shirt, in dem sie schlief, über den Kopf und stellte sich unter die Brause, wo sie so lange blieb, bis sie merkte, dass das warme Wasser langsam zu Ende ging. Sie tat sich Sham-

poo ins Haar und seifte sich ein, spülte sich ab und ließ sich den Wasserstrahl übers Gesicht regnen.

Trocknete sich ab.

Zog sich an.

Spürte – eigenartigerweise – ein *Jucken* am ganzen Körper.

Machte sich das Haar und schminkte sich.

Als sie die Küche betrat, war es halb sieben. Noch immer jede Menge Zeit, bis sie aus dem Haus musste. Mit dem Auto waren es zehn Minuten bis zur Bibliothek. Fünfundzwanzig, sollte sie sich entschließen, das Rad zu nehmen.

Patricia holte eine kleine Metalldose aus dem Schrank, in der sie mehr als ein Dutzend verschiedener Pillen- und Vitamindosen aufbewahrte. Vier davon öffnete sie und schüttelte jeweils eine Tablette heraus. Kalzium, niedrig dosiertes Aspirin und Vitamin D. Dazu noch eine Multivitaminatablette, die zwar auch Vitamin D enthielt, aber nach Patricias Gefühl nicht genug.

Sie steckte sich alle Tabletten auf einmal in den Mund und spülte sie mit einem kleinen Glas Wasser aus dem Hahn in der Küche hinunter. Sie wand sich voller Unbehagen in ihrer Bluse, als sei diese aus Wolle.

Patricia öffnete den Kühlschrank und stierte hinein. Wollte sie ein Ei? Hartgekocht? Gebraten? Klang nach ziemlich viel Aufwand. Sie schloss die Tür, kehrte zum Schrank zurück und holte eine Packung *Special K* heraus.

»Boah«, sagte sie.

Er erfasste sie wie eine Welle. Schwindel. Fühlte sich an, als kämpfe sie gegen einen heftigen Wind, der sie umzuwehen drohte. Sie stützte sich mit beiden Händen auf der Theke ab. *Geht gleich wieder vorbei*, sagte sie sich. *Vermutlich nicht der Rede wert. Einfach zu früh aufgestanden.*

So, anscheinend war's das. Sie nahm eine Schale aus dem Schrank, schüttete Getreideflocken hinein.

Blinzelte.

Blinzelte noch einmal.

Das »K« auf der Packung konnte sie klar erkennen, doch das »Special« war an den Rändern ausgefranst. Sehr merkwürdig, denn es war nicht gerade klein gedruckt. Nicht wie die Buchstaben in einer Zeitung, sondern gut zweieinhalb Zentimeter hoch.

Patricia kniff die Augen zusammen.

»Special«, sagte sie.

Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf in der Erwartung, gleich wieder normal zu sehen. Doch als sie die Augen öffnete, war ihr wieder schwindlig.

»Was zum Teufel?«

Ich muss mich hinsetzen.

Sie ließ die Müslischale stehen, tastete sich zum Tisch und zog einen Stuhl darunter hervor. Drehte sich der Raum? Ein ganz klein wenig?

Es war schon ewig her, seit sie zuletzt einen Brummschädel gehabt hatte. Mit ihrem Ex, Stanley, hatte sie im Lauf der Jahre ziemlich oft einen über den Durst getrunken. Doch selbst damals nie so viel, dass sich alles um sie gedreht hätte. Um eine Erinnerung dieser Art zu wecken, musste sie schon in ihre Zeit als Studentin am Thackeray College zurückgehen.

Aber Patricia hatte nicht getrunken. Und was sie jetzt spürte, war etwas ganz anderes als damals.

Jetzt fing nämlich ihr Herz an zu rasen.

Sie legte eine Hand auf die Brust, direkt über dem Ansatz ihrer Brüste, um festzustellen, ob wirklich zu fühlen war, was sie ja bereits spürte.

Da-dam. Da-dam. Da-da-dam.

Ihr Herzschlag hatte sich nicht nur beschleunigt. Er kam auch ganz unregelmäßig.

Patricias Hand wanderte von der Brust zur Stirn. Ihre Haut war kalt und feucht.

Konnte das ein Herzinfarkt sein? Aber so alt war sie doch noch nicht. Oder? Und sie war gut in Form. Sie trieb Sport. Sie radelte oft zur Arbeit. Herrgott, sie hatte eine private Fitnesstrainerin.

Die Tabletten.

Irgendwie musste sie die falschen Tabletten erwischt haben. Aber war in diesen Dosen irgendetwas, das solche Beschwerden hervorrufen konnte?

Nein.

Sie stand auf, spürte, wie sich der Fußboden unter ihr bewegte, als werde Promise Falls gerade von einem Erdbeben erschüttert. Allerdings ein nicht gerade häufiges Ereignis im Staat New York.

Vielleicht sollte ich meinen Arsch doch ins Krankenhaus schwingen.

Gill Pickens stand bereits an der Kücheninsel, trank seine dritte Tasse Kaffee und las auf seinem Laptop die *New York Times*. Er war nicht besonders überrascht, als seine Tochter Marla mit Matthew, seinem zehn Monate alten Enkel, auf dem Arm in die Küche kam.

»Er hört einfach nicht auf zu quengeln«, sagte Marla. »Da dachte ich, ich steh auf und geb ihm was zu essen. Oh, Gott sei Dank, du hast schon Kaffee gemacht.«

Gill zuckte zusammen. »Die erste Kanne ist schon alle. Ich mach gleich frischen.«

»Schon gut, ich kann –«

»Nein, lass mich. Kümmer du dich um Matthew.«

»Du bist aber früh auf«, sagte Marla zu ihrem Vater, während sie Matthew in seinem Hochstuhl festschnallte.

»Konnte nicht schlafen«, sagte er.

»Noch immer nicht?«

Gill Pickens zuckte die Achseln. »Mensch, Marla, es ist doch gerade mal zwei Wochen her. Und davor hab ich auch schon nicht besonders gut geschlafen. Soll das heißen, dass du gut schläfst?«

»Manchmal«, sagte Marla. »Sie haben mir was gegeben.« Natürlich. Man hatte ihr Medikamente verschrieben, die ihr helfen sollten, den Schock über den Tod ihrer Mutter besser zu bewältigen. Und über die Nachricht, dass Marlas Baby, das angeblich bei der Geburt gestorben war, in Wirklichkeit lebte.

Matthew.

Doch auch wenn die Medikamente ihr in manchen Nächten halfen, besser zu schlafen als ihr Vater, so hing über dem Haus dennoch eine Wolke, die nicht so aussah, als würde sie bald weiterziehen. Gill hatte noch nicht wieder zu arbeiten begonnen. Einerseits, weil er sich dieser Herausforderung einfach noch nicht gewachsen fühlte, und andererseits, weil die Behörden Marla das Sorgerecht für Matthew nur unter der Bedingung übertragen hatten, dass sie mit ihrem Vater unter einem Dach lebte.

Gill hielt es für seine Pflicht, anwesend zu sein, obwohl er sich fragte, wie lange das tatsächlich noch notwendig war. Allem Anschein nach war Marla eine hingebungsvolle Mutter. Und es gab noch eine zweite erfreuliche Entwicklung. Marla hatte sich mit den Tatsachen abgefunden. In den ersten Tagen nach Agnes' Sprung in den Wasserfall hatte Marla behauptet, ihre Mutter sei noch am Leben und werde zurückkehren, um ihr mit dem Kleinen zu helfen.

Marla verstand jetzt, dass das nicht geschehen würde. Sie füllte einen Topf mit heißem Wasser aus dem Hahn, nahm eines der Fläschchen mit Fertigmilch aus dem Kühlschrank, die sie am Vortag zubereitet hatte, und stellte es in den Topf.

Matthew hatte sich auf seinem Stuhl so gedreht, dass er beobachten konnte, was vor sich ging. Sein Blick fiel auf das Fläschchen. Der Kleine zeigte darauf.

»Gah«, sagte er.

»Kommt gleich«, erwiderte Marla. »Ich wärm's nur ein bisschen auf. Aber inzwischen hab ich was anderes für dich.«

Sie drehte einen Küchenstuhl herum, setzte sich Matthew direkt gegenüber und schraubte den Deckel von einem Gläschen pürierter Aprikosen. Mit einem Plastiklöffelchen nahm sie ein wenig Püree aus dem Glas und hielt es dem Baby an den Mund.

»Das schmeckt dir, was?«, sagte sie und sah hinüber zu ihrem Vater, dessen Blick über den Bildschirm des Laptops glitt. Er schien die Augen zusammenzukneifen.

»Brauchst du eine Brille, Dad?«

Gill blickte auf. Er kam ihr plötzlich sehr blass vor. »Was ist?«

»Es sah gerade so aus, als könntest du nicht richtig lesen, was auf dem Bildschirm steht.«

»Warum machst du das?«, fragte er sie.

Matthew schlug nach dem Löffel und kleckerte Aprikosenpüree auf seinen Stuhl.

»Warum mach ich was?«, fragte Marla.

»So rumwackeln.«

»Ich sitz doch ganz ruhig«, sagte sie und löffelte noch etwas Püree aus dem Gläschen. »Kannst du mir das Fläschchen bringen?«

Der Topf mit dem Fläschchen stand gleich rechts neben dem Laptop, doch Gill schien nicht in der Lage, seinen Blick darauf zu fokussieren. »Irgendwie komisch hier drin, nicht?«, sagte er und stellte seinen Kaffeebecher so nah an den Rand der Arbeitsplatte, dass er kippte, zu Boden fiel und zerbrach. Doch Gill sah nicht nach unten.

»Dad?«

Marla stand auf und ging schnell zu ihrem Vater. »Was ist mit dir?«

»Muss Matthew ins Krankenhaus bringen«, sagte er.

»Matthew? Warum soll Matthew denn ins Krankenhaus?«

Gill blickte seiner Tochter ins Gesicht. »Stimmt was nicht mit Matthew? Glaubst du, er hat, was ich hab?«

»Dad?« Es fiel Marla schwer, sich die aufsteigende Panik nicht anhören zu lassen. »Was ist denn mit dir? Du atmest so schnell. Warum tust du das?«

Gill legte eine Hand auf die Brust, fühlte durch den Morgenmantel, wie sein Herz hämmerte.

»Ich glaub, ich muss mich übergeben«, sagte er.

Das tat er nicht. Stattdessen sank er zu Boden.

Hillary und Josh Lydecker hatten vier Tage voller Angst hinter sich.

Sie hatten ihren zweiundzwanzigjährigen Sohn George seit Dienstagabend nicht mehr gesehen. Jetzt war es Samstagmorgen, und sie hatten noch immer nichts von ihm gehört. Früh am Mittwochmorgen hätte die Familie nach Vancouver fliegen sollen, um Joshs Verwandte zu besuchen. Als George Dienstagabend weggegangen war, hatte er versprochen, früh nach Hause zu kommen, damit er noch ein paar Stunden schlafen konnte, ehe das Taxi die Familie abholte. Seine Eltern nahmen es gelassen, als George nicht zu einer vernünftigen Uhrzeit nach Hause kam. Sie waren allerdings erstaunt, dass er überhaupt nicht heimkam. Andererseits hätte es George durchaus ähnlich gesehen, erst anzutorkeln, wenn der Rest der Familie das Gepäck bereits im Taxi verstaute, und mit einem dämlichen Grinsen im Gesicht zu verkünden: »Hab doch gesagt, ich bin da.« Oder etwas in der Art.

Doch das war nicht geschehen.

Im Gegensatz zu seiner sechzehnjährigen Schwester Cassandra, die, wenigstens bis jetzt, ein Engel war, hatte George sich als Sorgenkind der Familie immer wieder Ärger eingehandelt, zuletzt am Thackeray College, wo er, unter anderem, den Smart eines Professors umgeworfen und auf dem Dach hatte liegen lassen (es war kein großer Schaden entstanden, aber trotzdem). Außerdem hatte er einen jungen Alligator im College-Teich ausgesetzt.

George trank zu viel, selbst für College-Verhältnisse, und handelte oft impulsiv, ohne die Konsequenzen zu bedenken. Er liebte den Nervenkitzel. Als Teenager wurde er zweimal erwischt, als er nachts durch die Flure seiner Highschool streifte, obwohl die Türen angeblich alle abgeschlossen waren.

»Was hat er angestellt?«, fragte Hillary ihren Mann immer wieder. »Was hat der verdammte Idiot bloß wieder angestellt?«

Josh Lydecker schüttelte immer nur den Kopf. »Er wird schon auftauchen. Bestimmt. Der Dumpfbeutel schläft nur irgendwo seinen Rausch aus. Ganz einfach.«

Doch am dritten Tag war auch Josh allmählich überzeugt davon, dass etwas passiert sein musste.

Am Morgen des ersten Tages hatte Hillary alle Freunde von George angerufen, um sich zu erkundigen, ob irgendwer ihn gesehen hatte. Sie hatte seine Schwester Cassandra beauftragt, über die sozialen Medien die Nachricht zu verbreiten, dass George vermisst wird.

Nichts.

Am Nachmittag wollte Hillary die Polizei von Promise Falls einschalten, doch Josh erhob Einspruch. Er glaubte immer noch, dass George von selbst wieder auftauchen würde. Außerdem befürchtete er, die Polizei könne sich all-

zu sehr dafür interessieren, *was* George daran hinderte, nach Hause zu kommen. Ein Gedanke, den Josh jedoch vor seiner Frau geheim hielt, kreiste um die Möglichkeit, dass George und seine Kumpel das Ende ihrer College-Zeit mit Prostituierten feierten. Vielleicht waren sie nach Albany gefahren und trieben dort Gott weiß was.

Hillary rief trotzdem bei der Polizei an.

Dort nahm man alle Angaben zu Protokoll. Doch das Verschwinden eines jungen Mannes, der es gern krachen ließ und bekannt dafür war, allerlei Unfug anzustellen, hatte keine hohe Priorität bei polizeilichen Ermittlungen. Und die örtliche Polizei hatte auch so schon genug zu tun. Eben erst hatte es eine wilde Schießerei in einer Münzwäscherei gegeben, und es war noch nicht einmal eine Woche her, seit ein Irre das Autokino am Stadtrand von Promise Falls in die Luft gejagt und vier Menschen getötet hatte.

Dieser Irre war noch immer auf freiem Fuß.

Die Lydeckers saßen in diesen vier Tagen nicht untätig herum. Sie hatten das Gefühl, sie müssten etwas unternehmen. Jeden Tag fuhren sie kreuz und quer durch die Stadt und hinaus zum College, klapperten die Kneipen der Stadt ab und fragten immer wieder bei Georges Freunden nach.

Auch bei der Polizei meldeten sie sich wieder, die Georges Verschwinden allmählich ernst zu nehmen begann. Am Donnerstag erschien ein Detective namens Angus Carlson, befragte die Eltern und Cassandra, machte sich Notizen. Er nahm Cassandra später sogar beiseite und fragte sie, ob sie vielleicht etwas über ihren Bruder wisse, was die Eltern nicht erfahren sollten. Etwas, was ihm helfen könnte, George zu finden.

»Na ja«, sagte sie. »Er bricht gern in Garagen ein und schaut, ob er was Brauchbares findet.«

»Wissen deine Eltern das?«

Cassandra schüttelte den Kopf. Und meinte, dass sie es ihnen vielleicht sagen sollte.

Carlson hatte es sich notiert.

Und jetzt war Samstagmorgen. Hillary und Josh saßen unten in der Küche, Cassandra war noch oben im Bett. Hillary war schon seit fünf in der Küche, hatte eine Kanne Tee gemacht und aufgeschrieben, was sie heute unternehmen sollten, um George zu finden.

Die Liste umfasste bis jetzt folgende Punkte:

- Detective Carlson anrufen; Neuigkeiten?
- noch mal Freunde anrufen.
- Orte abfahren, wo George vllt. rumstöbert: stillgelegte Fabriken, Freizeitpark, Autokino
- Flugblätter mit Foto von George, Druckerei anrufen, in der Stadt aufhängen

Als Josh herunterkam, war Hillary gerade dabei, frischen Tee zu machen. Sie zeigte ihm die Liste.

»Gut«, sagte er resigniert. »An den Freizeitpark hab ich auch gedacht. Kann mir gut vorstellen, wie er da rum-schnüffelt, jetzt wo die dichtgemacht haben. Wird bestimmt alles abgesperrt sein. Ich könnte bei den Betreibern anrufen oder den Detective bitten, dass er's tut.«

»George würde da reinkommen, auch wenn alles verrammelt ist. Du weißt ja, wie er ist. Er kommt überall rein.«

Josh zögerte. »Was das angeht ... Cassie hat mir da was erzählt. Gestern Abend.«

»Was denn?«

»Manchmal ... manchmal bricht George wo ein. Nicht richtig, nicht in eine Schule oder so, nur zum Spaß. Er sucht sich unversperrte Garagen, geht rein, lässt Sachen mitgehen.«

»Tut er nicht«, sagte Hillary wütend. Ihr Gesicht war gerötet, und Schweißperlen standen ihr auf der Stirn.

»Ich sag dir nur, was sie mir erzählt hat. Ich glaube ... eigentlich wollte ich die Polizei nicht einschalten, für den Fall, dass George Dummheiten gemacht hat, aber das ist mir jetzt egal. Wir sollten nachfragen, ob es Einbrüche gegeben hat. In Garagen. Vielleicht wäre das ein wichtiger Hinweis, um rauszufinden, was – Hillary, geht's dir gut?«

»Ist das dein Ernst?«, fragte Hillary. »Ich hab diese Woche vielleicht drei Stunden geschlafen, jetzt erzählst du mir, mein Sohn ist ein Dieb, und dann fragst du mich, ob's mir gutgeht?«

»Ich sag ja nur, du siehst nicht gut aus.«

»Ich kann nicht schlafen, weil ich mir solche Sorgen um mein Baby mache. Ich hab das Gefühl, ich krieg gleich einen Herzinfarkt, und –«

Hillarys Handy, das neben ihrer Teetasse auf dem Tisch lag, vibrierte. Eine SMS.

»O mein Gott, vielleicht ist es George!«, sagte sie, packte das Handy und sah entgeistert auf das Display. »Von Cassie.«

»Cassie?«, wiederholte Josh. »Die ist doch oben.« Er hielt inne. »Oder?«

Hillary, den Tränen nah, zeigte ihrem Mann das Handy.

Die SMS lautete:

Ich glaube, ich sterbe.

»Durchhalten, Audrey«, sagte Ali Brunson. »Nicht schlappmachen. Wir sind gleich da. Alles wird gut.«

Ali hatte das während seiner Zeit als Rettungssanitäter natürlich schon unzählige Male gesagt, oft genug, ohne selbst auch nur eine Sekunde daran zu glauben. Auch dieses Mal hatte er keine große Hoffnung.

Bei Audrey McMichael, dreiundfünfzig, knapp 80 Kilo schwer, schwarz, Schadenreguliererin, mit ihrem Ehemann

Clifford seit zweiundzwanzig Jahren wohnhaft in der Forsythe Avenue 21, wies alles darauf hin, dass sie drauf und dran war, die Waffen zu strecken.

Ali trieb Tammy Fairweather, die am Steuer des Rettungswagens saß, zu noch mehr Eile an. Glücklicherweise war es noch früh am Samstagmorgen, und die Straßen waren fast leer. Unglücklicherweise würde das keinen Unterschied machen. Audreys Blutdruck fiel und fiel wie ein Aufzug mit durchschnittenen Kabeln. Im Moment betrug er kaum sechzig zu vierzig.

Als Ali und Tammy bei den McMichaels eingetroffen waren, hatte Audrey sich gerade übergeben. Davor hatte sie nach Angaben ihres Mannes beinahe eine Stunde über Übelkeit, Schwindel und Kopfschmerzen geklagt. Ihre Atmung war zunehmend schneller und flacher geworden. Mehrmals hatte sie gesagt, sie könne nichts sehen.

Ihr Zustand verschlechterte sich, nachdem sie sie in den Rettungswagen geladen hatten.

»Wie geht's uns da hinten?«, rief Tammy.

»Mach dir keine Sorgen um mich. Aber sieh zu, dass wir rechtzeitig vor den Altar kommen«, sagte Ali mit größtmöglicher Gelassenheit.

»Und scheiß auf den Strafzettel«, sagte Tammy über das Heulen der Sirene hinweg. Sie bemühte sich, die Stimmung ein wenig aufzulockern. »Ich hab da so meine Beziehungen.« Das Funkgerät knackte. Die Notrufleitstelle.

»Gebt sofort Bescheid, wenn ihr das Krankenhaus verlasst«, sagte die männliche Stimme am anderen Ende.

»Sind noch nicht mal da«, funkte Tammy zurück. »Melde mich.«

»Ich brauch euch so schnell wie möglich woanders.«

»Was ist los?«, fragte Tammy. »Machen die anderen alle blau oder was? Sind die alle übers Wochenende beim Angeln?«

»Negativ. Alle im Einsatz.«

»Was?«

»Als ob in der ganzen Stadt die Grippe ausgebrochen wär«, sagte der Funker. »Sag sofort Bescheid, wenn ihr frei seid.« Die Verbindung brach ab.

»Was hat er gesagt?«, fragte Ali.

Tammy schlug das Lenkrad voll ein. In der Ferne sah sie schon das blaue *H* auf dem Promise Falls General Hospital. Höchstens noch anderthalb Kilometer bis dahin.

»Da geht was rum«, sagte Tammy. »Nicht das, was ich mir unter einem Samstagmorgen vorstelle.«

Normalerweise begann für Tammy und Ali die Frühschicht an einem Wochenende mit einer entspannten Runde Kaffee bei Dunkin Donut.

Heute hatten sie keine Zeit für Kaffee gehabt. Audrey McMichael war schon ihr zweiter Einsatz. Ihr erster hatte sie in den Breckonwood Drive geführt, zu Terrence Whitely, einem achtundachtzigjährigen pensionierten Statistiker, der wegen Schwindelanfällen und Schmerzen in der Brust den Notruf gewählt hatte. Tammy hatte Ali darauf aufmerksam gemacht, dass er der Nachbar von Rosemary Gaynor war, die vor wenigen Wochen ermordet worden war.

Als Terrence in der Notaufnahme eingeliefert wurde, kam jede Hilfe zu spät.

Hypotonie, dachte Ali. Niedriger Blutdruck.

Und jetzt hatten sie schon wieder eine Patientin mit gefährlich niedrigem Blutdruck, obwohl das nicht das einzige Symptom war.

Ali hob gerade den Kopf, um aus dem vorderen Fenster zu sehen, als Tammy die Bremse durchtrat und »Herrgott!« schrie.

Ein Mann stand mitten auf der Straße. Stehen war nicht der richtige Ausdruck. Eine Hand auf die Brust gepresst, die

andere erhoben, um den Wagen aufzuhalten, hielt er sich gerade noch auf den Beinen. Eine Sekunde später klappte er zusammen und erbrach sich.

»Verdammt!«, fluchte Tammy und packte das Funkgerät.

»Ich brauch Hilfe!«

»Fahr um ihn rum!«, forderte Ali sie auf. »Wir haben keine Zeit, irgendwelchen Tattergreisen über die Straße zu helfen.«

»Ich kann doch nicht – er liegt auf den Knien, Ali. Herrgott, verdammt!«

Tammy stellte den Schalthebel auf Parken, sagte »Bin gleich wieder da!« und sprang aus dem Rettungswagen.

Der Funker in der Leitstelle fragte: »Was ist los?«

Ali konnte Audrey McMichael nicht allein lassen, um ihm zu antworten.

»Sir!«, sagte Tammy, als sie schnellen Schrittes auf den knienden Mann zuing. »Was ist mit Ihnen, Sir?«

»Helfen Sie mir«, flüsterte er.

»Wie heißen Sie, Sir?«

Der Mann, er war wohl Ende fünfzig, Anfang sechzig, murmelte etwas.

»Wie bitte?«

»Fisher«, sagte er. »Walden Fisher. Mir ist ... irgendwie ... nicht gut. Mein Magen ... musste mich grad übergeben.«

Tammy legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Mr. Fisher, haben Sie noch andere Beschwerden?« Der Mann atmete schnell und flach, genau wie Audrey McMichael und Terrence Whitely.

Das ist vielleicht eine Scheiße, dachte Tammy. *Was für eine Riesenscheiße.*

»Schwindlig ist mir. Und speiübel. Irgendwas stimmt da nicht.« Er sah die Sanitäterin angsterfüllt an. »Mein Herz, ich glaube, mit meinem Herzen stimmt was nicht.«

»Kommen Sie mit, Sir«, sagte Tammy und führte ihn zur Hintertür des Rettungswagens. Sie würde ihn zu Audrey setzen.

Dabei sein ist alles, dachte sie und schüttelte den Kopf. *Bin gespannt, wie's weitergeht.*

In diesem Augenblick hörte sie die Explosion.

Emily Townsend trank den ersten Schluck Kaffee und fand, dass er nicht wie frisch gebrüht schmeckte.

Also schüttete sie die fast volle Kanne – ganze sechs Tassen – samt dem Filter mit dem Kaffeesatz weg und machte neuen.

Ließ das Wasser eine halbe Minute laufen, damit es wirklich frisch war, und goss es erst dann in die Maschine. Setzte einen neuen Filter ein und füllte ihn mit sechs Löffeln Kaffee aus der Dose.

Drückte auf den Knopf.

Wartete.

Als die Maschine piepste, schenkte Emily sich eine Tasse ein – eine saubere, denn die erste hatte sie bereits in den Geschirrspüler gestellt –, fügte einen Löffel Zucker und einen Tropfen Sahne hinzu und rührte um.

Führte den warmen Becher zum Mund und probierte.

Wahrscheinlich hatte sie sich alles nur eingebildet. Der hier schmeckte gut.

Lag vielleicht an ihrer Zahnpasta, dass die erste Tasse komisch geschmeckt hatte.

Cal Weaver frühstückte – wenn man es so nennen konnte – in einem Raum gleich neben der Eingangshalle des BestBet Inn, das auf halber Strecke zwischen Promise Falls und Albany an der Route 9 lag, nur ein paar hundert Meter von der Kreuzung mit der Interstate 87 entfernt.

Er wohnte da schon fast eine Woche.

Weder ein Beobachtungsauftrag noch ein anderer beruflicher Einsatz hatte dem Privatdetektiv den Aufenthalt in dieser lauschigen Unterkunft (*Gratis WiFi!*) beschert. Es war schlicht und einfach die einzige Bleibe in der Nähe von Promise Falls, die er sich leisten konnte und die noch Zimmer frei hatte. Er hatte sich hier eingemietet, solange er auf der Suche nach einer neuen Wohnung war. Seine alte lag über einem Buchladen, in den eine Brandbombe geworfen worden war. Das Haus war zwar nicht abgebrannt, aber aufgrund des beißenden Rauchgeruchs und der unterbrochenen Stromversorgung unbewohnbar geworden.

Bei seiner Schwester Celeste und ihrem Mann Dwayne konnte er nicht wohnen. Das hätte die gespannte Atmosphäre, die in deren Haus ohnehin schon herrschte, noch weiter verschärft. Dwayne reparierte Straßen für die Stadt und bekam wegen der jüngsten Sparmaßnahmen kaum noch Aufträge.

Also hatte Cal sich ein Hotel gesucht.

Das BestBet warb mit einem Gratis-Frühstück. Und wieder einmal bestätigte sich der Spruch: Man kriegt, was man zahlt. Am ersten Morgen hatte Cal noch ein Schinken-Käse-Omelett mit Bratkartoffeln und Toast erwartet. Zu seiner großen Enttäuschung bekam er jedoch nur in Plastik verschweißte Portionspackungen Müsli, hartgekochte Eier (die – was für ein Luxus! – immerhin bereits geschält waren), Muffins und Donuts vom Vortag sowie Bananen, Orangen, Joghurt und – lobet den Herrn! – Kaffee.

Ein einziges Mal tauchte ein Hotelangestellter auf. Das aber auch nur, um sich zu vergewissern, dass der Kaffeespender aus Aluminium gefüllt war.

Und der Kaffee – Wunder über Wunder – war sogar genießbar.

Cal saß an einem Fenstertisch mit Ausblick auf den Verkehr auf der Route 9 und blätterte in dem Freixemplar der Zeitung aus Albany, das er sich genommen hatte. Den trockenen Blaubeer-Muffin spülte er mit dem Kaffee aus seinem Pappbecher hinunter, den er schon zweimal nachgefüllt hatte.

Er hatte nicht damit gerechnet, in der Zeitung Inserate für Mietwohnungen in Promise Falls zu finden, und er wurde nicht enttäuscht. Da es den *Promise Falls Standard* ja nicht mehr gab, würde er sich nach dem Frühstück im Internet umsehen, ob es neue Angebote gab.

Sein Handy klingelte.

Er zog es aus der Tasche und sah nach, wer ihn anrief.

Lucy Brighton.

Das war nicht ihr erster Versuch seit ihrer letzten Begegnung Anfang der Woche. Zweimal hatte er geantwortet, aber die letzten Anrufe hatte er ignoriert. Er wusste, was Lucy sagen, was sie ihn fragen würde. Genau das, was sie ihn schon davor gefragt hatte.

Was würde er tun?

Er wusste es noch immer nicht.

Sollte er zur Polizei gehen und sagen, was er wusste? Sollte er seinen alten Freund, Detective Barry Duckworth von der Polizei in Promise Falls, anrufen und ihm sagen, dass er wusste, wer Miriam Chalmers ermordet hatte?

Cal wusste, dass er das eigentlich tun sollte. Aber er war nicht überzeugt, dass er damit das Richtige tat.

Wegen Crystal, Lucys elfjähriger Tochter. Lucy musste sie allein großziehen, weil ihr Mann Gerald sich nach San Francisco verdrückt hatte und sich nur höchst selten blicken ließ.

Cal wusste nicht, was aus Crystal werden würde, wenn ihre Mutter ins Gefängnis musste. Lucys Vater war bei der

Bombenexplosion im Autokino ums Leben gekommen.
Ihre Mutter war schon lange tot.

Würde der Gerechtigkeit Genüge getan, wenn ein Mädchen
auf einmal ohne Mutter dastand?

War das sein Problem? Hätte nicht Lucy sich darüber Ge-
danken machen sollen, bevor sie –

Das Handy hörte nicht auf zu klingeln.

Es waren nicht viele Frühstücksgäste im sogenannten Spei-
sesaal des BestBet, doch die wenigen Anwesenden blickten
verstohlen in Cals Richtung und fragten sich, wann er die-
sem nervigen Klingeln ein Ende bereiten würde.

Er tippte auf das Display, lehnte den Anruf ab.

Na endlich.

Cal widmete sich wieder seiner Zeitung, die ziemlich aus-
führlich über die jüngsten Ereignisse in Promise Falls be-
richtete. Die Polizei tappte auf der Suche nach dem Bom-
benleger im Autokino noch immer im Dunkeln. Duck-
worth wurde mit den Worten zitiert, dass man verschiedenen
Hinweisen nachgehe und mit einer baldigen Verhaftung
rechne.

Sie waren also keinen Schritt vorangekommen. So las sich
das für Cal.

Das Handy klingelte. Wieder Lucy.

Er konnte es nicht noch einmal ewig klingeln lassen. Ent-
weder lehnte er den Anruf sofort ab, oder er ging ran.

Cal tippte auf das Display und hielt sich das Handy ans
Ohr.

»Hey, Lucy«, sagte er.

»Ich bin nicht Lucy«, sagte eine junge Stimme.

»Crystal?«, fragte Cal.

»Ist da Mr. Weaver?«

»Ja. Bist du das, Crystal?«

»Ja«, sagte sie knapp.

Crystal war ein sonderbares, aber unglaublich begabtes Kind. Das hatte Cal schnell bemerkt. Sie lebte in ihrer eigenen Phantasiewelt und arbeitete ständig an ihren Graphic Novels. Sie war zögerlich und unbeholfen im Umgang mit anderen, ihre Mutter ausgenommen. Aber zu Cal, der sich offenbar für ihre Arbeit interessierte, hatte sie rasch Vertrauen gefasst.

Benutzte Lucy jetzt ihre eigene Tochter, um ihn davon abzuhalten, zur Polizei zu gehen? Um Mitgefühl zu erwecken? Hatte sie ihre Tochter zu diesem Anruf angestiftet?

»Was gibt's, Crystal?«, fragte Cal. »Hat deine Mutter gesagt, du sollst mich anrufen?«

»Nein«, sagte Crystal. »Sie ist krank.«

»Das tut mir aber leid. Ist sie erkältet?«

»Ich weiß nicht. Aber ich glaube, sie ist richtig krank.«

»Ich hoffe, sie ist bald wieder gesund. Warum rufst du an, Crystal?«

»Weil sie krank ist.«

Cal schauderte. »Wie krank ist sie, Crystal?«

»Sie bewegt sich nicht.«

Cal stand abrupt auf und ging mit dem Handy am Ohr hinaus zu seinem Wagen. »Wo ist sie?«

»In der Küche. Auf dem Boden.«

»Du musst sofort 911 anrufen, Crystal. Weißt du, wie das geht?«

»Ja. Weiß doch jeder. Hab ich auch gemacht. Da geht aber niemand ran. Ihre Nummer war auf ihrem Handy, deswegen hab ich *Sie* angerufen.«

»Hat deine Mutter gesagt, was sie hat?«

»Sie sagt gar nichts.«

»Bin schon unterwegs«, sagte Cal. »Aber wähl weiter die 911, ja?«

»Ja«, sagte Crystal. »Wiedersehen.«

Ehe Patricia Henderson sich entschloss, sich auf den Weg ins Krankenhaus zu machen, wählte sie die 911.

Wer den Notruf wählt, erwartet, dass sofort jemand antwortet. Gleich beim erstem Klingeln. Aber 911 antwortete nicht. Nicht beim ersten und nicht beim zweiten Klingeln. Auch nicht beim dritten.

Beim vierten Klingeln dachte Patricia, dass sie so nicht weiterkam.

Doch dann ging jemand ran.

»Bitte bleiben Sie dran!«, sagte dieser Jemand hastig. Es folgte – Stille.

Selbst in ihrem zunehmend verwirrten Zustand war Patricia eines klar: Sie konnte nicht darauf warten, dass die Notrufzentrale sich wieder meldete.

Sie legte den Hörer hin, ohne sich die Mühe zu machen, richtig aufzulegen. Sah sich nach ihrer Handtasche um. Lag sie da drüben, da *gaaanz* weit drüben, auf dem Tischchen neben der Wohnungstür?

Patricia kniff die Augen zusammen. Jetzt konnte sie sie erkennen.

Sie taumelte darauf zu und fasste hinein. Zehn Sekunden vergingen, und sie hatte ihre Autoschlüssel noch immer nicht gefunden. Da drehte sie die Tasche um, wollte den Inhalt auf das Tischchen leeren. Das meiste fiel zu Boden.

Sie konnte nicht scharf sehen, deshalb blinzelte sie mehrmals. Es fühlte sich an, als käme sie gerade aus der Dusche und zwinkere sich das Wasser aus den Augen. Sie bückte sich, um den Gegenstand aufzuheben, den sie für den Schlüsselbund hielt, griff aber in die Luft, gut fünf Zentimeter über der Stelle, an der er tatsächlich lag.

»Was soll das, hört auf«, sagte Patricia zu den Schlüsseln.

»Schluss damit.«

Sie beugte sich noch ein wenig weiter vor, erwischte den

Schlüsselbund, taumelte vorwärts. Als sie sich hinknien wollte, wurde ihr speiübel, und sie musste sich übergeben. »Krankenhaus«, flüsterte sie.

Mühsam kam sie wieder auf die Beine, öffnete die Tür, ließ sie offen stehen und wankte, mit einer Hand an der Wand Halt suchend, den Hausflur entlang zu den Aufzügen. Sie besaß noch genügend Verstand, einzusehen, dass sie die Treppen von ihrer Wohnung im zweiten Stock hinaus auf die Straße unmöglich schaffen würde.

Patricia blinzelte ein paar Mal, um nicht den Aufwärts- statt den Abwärtsknopf neben der Aufzugstür zu erwischen. Zehn Sekunden später ging die Tür auf. In Patricias Wahrnehmung hätten es auch anderthalb Stunden sein können. Sie stolperte in den Lift, suchte den Knopf fürs Erdgeschoss und drückte darauf. Sie beugte sich vor und lehnte den Kopf an die Stelle, wo die beiden Schiebetüren zusammenstießen, weshalb sie, als die Türen sich wenige Sekunden später im Erdgeschoss öffneten, in die Eingangshalle stürzte.

Es war niemand da, der sie hätte sehen können. Das hieß aber nicht, dass gar niemand da war. Da *war* jemand.

Trotz ihrer Verwirrtheit glaubte Patricia, in der Frau, die mit dem Gesicht nach unten in ihrem eigenen Erbrochenen lag, Mrs. Gwynn von 3B zu erkennen.

Es gelang Patricia, die Eingangshalle zu durchqueren und das Haus zu verlassen. Sie hatte einen der besten Parkplätze, gleich den ersten nach den Behindertenplätzen.

Eigentlich steht mir heute einer von denen zu, dachte Patricia.

Sie richtete den Autoschlüssel auf ihren Hyundai und drückte auf einen Knopf. Der Kofferraumdeckel schwang auf. *Hoppla*. Bei der Fahrertür angekommen, drückte sie auf einen anderen Knopf und stieg ein. Sie brauchte eine Weile, um den Schlüssel ins Zündschloss zu bekommen.

Als der Motor lief, nahm sie sich einen Augenblick Zeit, um sich vorzubereiten. Legte den Kopf kurz aufs Lenkrad.

Und fragte sich: *Wo will ich eigentlich hin?*

Ins Krankenhaus. Ja! Ins Krankenhaus. Brillante Idee.

Sie drehte sich um, um rückwärts aus dem Parkplatz zu fahren. Doch der offene Kofferraumdeckel versperrte ihr die Sicht. *Kein Problem.* Sie stieg aufs Gas und fuhr in den Volvo, der Mr. Lewis gehörte, einem pensionierten Sozialversicherungsangestellten, der wie sie im zweiten Stock wohnte, drei Türen weiter.

Ein Scheinwerfer ging zu Bruch, aber Patricia hörte es nicht. Sie legte den Gang ein und fuhr mit hoher Geschwindigkeit vom Parkplatz. Der Hyundai schlingerte, weil sie das Lenkrad viel zu stark einschlug, wie jemand, der mehrere über den Durst getrunken hatte. Oder SMS schrieb.

In kürzester Zeit schoss der Wagen mit fast 100 durch eine 50er-Zone. Was Patricia nicht mitbekam, war, dass sie die falsche Richtung eingeschlagen hatte. Sie fuhr nicht zum Krankenhaus, das, Ironie des Schicksals, nur einen Kilometer entfernt war, sondern war auf dem Weg zur Filiale Weston Street der Stadtbibliothek von Promise Falls.

Ihr letzter Gedanke, bevor sie das Bewusstsein verlor und ihr Herz zu schlagen aufhörte, galt der Versammlung zum Thema Internet-Filter. Sie würde diesen engstirnigen puritanischen Armleuchtern, die alles, was man auf einem Bibliothekscomputer zu sehen bekam, strengstens zensieren wollten, sagen, dass sie sie am Arsch lecken konnten.

Leider sollte sie dazu nicht mehr kommen. Ihr Hyundai war nämlich gerade quer über drei Fahrspuren und eine Gehsteigkante in eine Tankstelle gerast und mit 100 in eine SB-Zapfsäule gedonnert.

Die Explosion war noch kilometerweit weg zu hören.